

Schreibt KI bald bessere Lyrik und Romane?

KI-generierte Texte zum Gegenstand in Lehre und Studium zu machen – dafür warb dieser Tage eine literaturwissenschaftliche Fachtagung an der Universität des Saarlandes. Die Organisatoren Joachim Harst und Markus Lenz, die dort derzeit zwei Vertretungsprofessuren übernehmen, warben für mehr Unvoreingenommenheit im Umgang mit digitaler Literatur. Was sich aus KI-Werken über digitale Systeme lernen lässt und ob diese bald lesbare Romane schreiben, waren zwei Tagungsfragen.

VON CHRISTOPH SCHREINER

SAARBRÜCKEN Werden wir künftig als Leser Autoren noch trauen? Oder wird bei jeder Veröffentlichung, jedem Buch – ähnlich den Hausarbeiten von Schülern und Studierenden – der Verdacht mitschwingen, dass da auch KI im Spiel war? Unbegründete Unterstellungen, weil das künstlerische Ethos jede weitergehende KI-Assistenz verbietet? Abwarten! Auch umgekehrt stellen sich Fragen: Wird KI-generierte, digitale Literatur es je mit analoger aufnehmen können? Wird ein eigener Absatzmarkt entstehen und was hieße es für Verlage, böten generative Sprachmodelle womöglich bald sach-, genre- und mundgerecht Bücher „von der Stange“? Ob Science Fiction oder Krimis.

Vielleicht war man sich auf der literaturwissenschaftlichen Tagung an der Saarbrücker Universität vergangene Woche dann doch allzu schnell darüber einig, dass KI-Literatur an der Originalitätsmauer „hoher“ Literatur – allem, was nicht bequem und unstrittig unter Unterhaltungsliteratur verbucht werden kann – weiter abprallen wird. Als sei klar, dass ChatGPT 5.1 wie auch künftige, noch ausgefeiltere Nachfolgemodelle heutiger LLMs (Large Language Modelle) in Sachen Komposition, Stil und Substanz literarisch immer Stückwerk bleiben und damit der wahren Autoren-Originalität nichts anhaben werden.

Ein in der „Neuen Rundschau“ abgedrucktes literarisches Experiment der Autoren Jennifer Becker und Juan S. Guse mochte die Gemeinde da vorgeblich in Sicherheit wiegen: „Alpha Centauri in Ewigkeit“ heißt die dort

2023 publizierte Short Story. Sie veranschaulichte, dass zwei Schriftsteller ChatGPT (allerdings die längst antiquierte Version GPT 3) nicht mal durch 180 professionelle Prompts zu einem passablen literarischen Text nötigen konnten. Alle Versuche, die KI „etwas Eigenes“ (Guse) entwickeln zu lassen, das literarischen Ansprüchen genügt, scheiterten. In der Tat: Der zum Tagungsauftritt im Gespräch mit Guse vorgestellte KI-Text versinkt auf Groschenroman-Niveau. Nur: Muss das so bleiben? Und würde dieser ästhetische Malus von der „breiten Masse“ überhaupt geteilt? Nicht unterschätzt werden sollte auch, dass KI-Literatur schon bald zielgruppenspezifische, psychologisch versiertere Texte liefern dürfte – zumal das kollektive Netzwerkschreiben selbst ideale Trainingsdaten dazu liefern wird. Wie sich „digitale Mündigkeit“ in LLM-Zeiten erhalten lässt, hinterfragte der derzeit in Leipzig lehrende Philosophen Jörg Noller gleich zum Auftakt der von Joachim Harst und Markus Lenz initiierten Tagung, den beiden jungen Saarbrücker Vertretungsprofessoren für Markus Messling (Romanistik) und Christiane Solte-Gresser (Komparatistik), die gegenwärtig beide das hier ansässige Käte Hamburger Kolleg leiten. Generative KI verändere durch ihre Rasanz und vorgebliche Plausibilität „den Rhythmus des Denkens“, holte Noller aus. Das Versuchungspotenzial der KI gründe darauf, dass sie schneller antworte, als wir dächten und auf benebelnde Weise im Gewand „sprachlicher Glätte“ daherkomme. Heißt: Die ausgespuckten Texte wirken so plausibel, dass man versucht ist, sie für bare Münze zu nehmen. Hilfreich seien sie indes nur dann, wenn wir

„Warum ist man enttäuscht, wenn man erfährt, dass ein Werk, das einen beeindruckt hat, von einer KI geschrieben wurde?“

Joachim Harst
Literaturwissenschaftler

uns ihnen, so Noller, nicht ergeben, sondern sie „als Verstärker und Spiegel eigener Gedanken“ nutzen.

Während einige Vorträge die Fallstricke des Verhältnisses von analoger und digitaler Literatur (oder generell der Mensch-Maschine-Kollaboration) reichlich fachwissenschaftlich ausbuchstabierten, erfrischte der Kulturwissenschaftler Michael Seemann mit einem Panel-Beitrag, in dem er die Frage aufwarf, was LLM und uns eigentlich unterscheidet. Seemanns



Romanist Markus Lenz und Komparatist Joachim Harst (re.), Initiatoren der literaturwissenschaftlichen Tagung und beide derzeit Vertretungsprofessoren an der Saarbrücker Uni, im Foyer der VHS. Hinter ihnen zu sehen ist die „Grenzen“ betitelte Wandarbeit des deutsch-kirgischen Künstlerduo DOXA & SIMAR. FOTO: CHRISTINE FUNK

poststrukturalistischer Ansatz geht davon aus, dass unser Weltverständnis und Handeln in jedem einzelnen Moment ganz ähnlich wie das der LLMs als Pfadnetzwerk rekonstruierbar ist. Unentwegt navigieren wir uns durch eine komplexe Welt und wählen, sehr verkürzt gesagt, nach Eindrücken oder Möglichkeiten aus. Der entscheidende Unterschied zu LLMs ist dabei unsere Freiheit, die idealerweise auch mit Verantwortungssinn gepaart ist. KI-Sprachmodelle plappern nur rein probabilistisch nach. Seewald fasste es in eine schöne Metapher, als er zum eingeblendeten Bild eines aufgeblasenen Skydancers meinte, „LLMs sind nur semantischer Wind“: Sie tun nur so, als hätten sie etwas zu sagen. Was nichts daran ändert, dass ihre Antworten folgerichtig sein können.

Verdienstvoll war der Versuch der Tagung, die gesellschaftliche und ästhetische Relevanz KI-generierter Texte in den Blick zu nehmen. Und zwar auf beiden Seiten, sowohl der Produktion als auch der Rezeption. Was heißt dies etwa für das Konzept „Autor“? Untergräbt digitale Literatur das, was man die Authentizität der Urheberschaft nennen könnte? Es

kommt auf die Perspektive an: Künstler wie Hannes Bajohr in Deutschland oder Nick Montfort und Ross Goodwin in den USA, die mit KI-generierten Texten experimentieren und dabei wie Goodwin dirigentengleich einen ganzen Technikpool samt Trainingsdaten orchestrieren, reklamieren berechtigtermaßen einen Autorenstatus für sich. Der Lüneburger Literaturwissenschaftler Simon Roloff, der zu digitaler Literatur forscht, merkte nicht von ungefähr an, dass Selbige „dabei hilft, digitale Systeme zu verstehen“.

Hannes Bajohr hat mit „(Berlin, Miami)“ vor zwei Jahren einen von der KI kompilierten Roman vorgelegt, in dem er GPT-4 mit vier Gegenwartsromanen von Berit Glanz, Joshua Groß, Julia Zange und Juan S. Guse trainierte und „die Oberflächenstruktur von Narration“ nachahmen ließ, während er selbst weitgehend nur die grammatikalische Richtigkeit überwachte, wie Bajohr im Vorwort schrieb. Im Vorfeld der Tagung erinnerte Joachim Harst im Gespräch mit der SZ daran, dass die KI in Bajohrs Roman mit „Kieferling“ und „Telchenkopf“ zwei an Kafkas Dingwesen Odradek erinnernde Figuren eigenständig imaginiert habe.

Man konnte das als Hinweis verstehen, das Potenzial solcher Texte nicht zu unterschätzen. Im Übrigen lassen sich automatisierte Texte auch ohne „Making of“-Kenntnisse (etwa über Trainingsdaten und „nachgefütterte“ Texte) analysieren und vielleicht auch goutieren. „Kann KI Stil?“, stellte Markus Alexander Lenz im Vorgespräch ketzerisch eine der philologischen Grundfragen in den Raum.

Harst wie auch Lenz werben denn auch unter ihren Saarbrücker Studierenden dafür, die technischen und ästhetischen Facetten von digitaler Literatur, soweit dahinter eine künstlerische Konzeption steht, stärker in Blick zu nehmen. Nicht zuletzt deshalb, um den oftmals am Geniekult geschulten Kunstbegriff zu erweitern und das womöglich Subversive daran auszumachen. Subversiv insoweit etwa, als „das Spiel mit Maschinen“ (Harst) auch Sprachmuster entlarven und den ökonomischen Profit des Sammelns und Verarbeitens von Nutzerdaten hinterfragen kann.

Lenz verwies auf der Tagung darauf, dass auch von LLMs produzierte Texte historisch und zeitlich verortet seien, weshalb ihre Rezeption „eine Mündigkeit des Interpretierens“ voraus-

setze, die für Lenz ohne historisches und ästhetisches Vorwissen nicht einzulösen ist. Auch wenn es sich um quasi bewusste Texte handelt, basieren sie doch auf Wissensrepräsentationen. „Warum ist man enttäuscht, wenn man erfährt, dass ein Werk, das einen beeindruckt hat, von einer KI geschrieben wurde?“, warb Joachim Harst für mehr Unvoreingenommenheit.

Am vorletzten Abend hielt die Berliner Philosophin Sybille Krämer unter dem Titel „Jenseits der Hermeneutik? Über Interpretation, Digital Humanities und die Geisteswissenschaften“ dann die verspätete Keynote der Tagung. Die – berechnete – Spitze, dass die Geisteswissenschaft gerne „eine Tiefenrhetorik pflegen“, mochte Krämer (74 und emeritierte Professorin an der FU Berlin), sich nicht verkneifen. Sie warb dafür, auch die verborgenen Gemeinsamkeiten zwischen statistischen und indexikalischen Mustern zu sehen. Sie verdeutlichte, dass die Welt bereits lange vor dem Siegeszug der Algorithmen durch zeichenhafte „Datenstrukturen“ – ob etwa mittels Rechnen, Register oder „das akademische Lesen mit dem Stift“ (Krämer) erfasst worden ist.